

*Von Deniz Selek ist bereits folgender Titel erschienen:*  
Die Farben im Spiegel

*Über die Autorin:*

Deniz Selek wurde 1967 in Hannover geboren und verbrachte ihre Kindheit in Istanbul. Schon früh begann sie Geschichten zu schreiben, die sie selbst illustrierte. Nach einigen Semestern Germanistik und Pädagogik studierte sie Innenarchitektur und beschloss dann, doch lieber ihren Kindheitstraum vom Bücherschreiben zu verwirklichen. Als waschechte Halbtürkin liebt sie Süßes und Saures, Abendrot und Aberglauben, Kitsch und Klunker, Hut und Häkelwerk und natürlich Sommer, Sonne und Südseestrand. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Mehr über Deniz Selek und ihre Bücher hier: [www.denizselek.de](http://www.denizselek.de)

DENIZ SELEK

DIE  
FRAUEN  
VOM MEER

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2017

Droemer Taschenbuch

© 2017 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic / shutterstock

Karte: Computerkartographie Carrle

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30615-4

2 4 5 3 1





*Für Nazmiye und Anna Maria, meine Urgroßmütter*

*Für Josefa und Mücellâ, meine Großmütter*

*Für Anne und Özgür, meine Eltern*

*Für Içlal und Ursula, meine Tanten*

*In Liebe und Dankbarkeit*



## PROLOG

Der Mond war über die Bucht gewandert und hatte seinen milchigen Schein auf eine Bergspitze gerichtet, als sich Ilayda im Sand ausstreckte. Er wärmte ihren Rücken und streichelte ihre Finger, die sich ins weiche Geriesel gruben. Allein. Fast ganz allein. Sie sah nach oben und hatte das Gefühl zu schweben in der Dunkelheit, die zwischen all den Sternen immer tiefer wurde. Lichtjahre entfernt blinkten Erinnerungen auf und stürzten nacheinander in die Ewigkeit.

Ilayda legte ihre Hand mit dem Rosenring auf ihren gewölbten Bauch und atmete langsam.

Spürst du das? Die Luft auf meiner Haut, in meinen Haaren? Kannst du das Rauschen der Wellen in meinem Herzen hören? Ihr Gluckern und Flüstern? Ihr Wiegen und Schwingen? Ihr Kommen und Gehen? Folgst du der Strömung? Riechst du den Seetang, der sich an der Meereslinie kräuselt? Schmeckst du das Salz auf meinen Lippen, in meinen Tränen? Oder in deinen?

Hörst du den Ezan, meine Nachtmusik? Hörst du die Wehmut in seiner Stimme über das, was wir verloren haben? Hörst du seine Freude über das, was gerade beginnt? Soll ich dir davon erzählen? Und wirst du es behalten? Wirst du es für dich behalten?

Ilayda richtete sich auf. Träge glitt Welle auf Welle an den Strand und zog sich zischelnd wieder zurück. Töne vom



Anbeginn der Zeit umspülten ihre Seele, unendlich, besänftigend.

Hier war sie richtig, an diesem Ort würde er sich erfüllen. Der Wunsch von Ferah, von Elisabeth, Ilayda und ihrer ungeborenen Tochter. Hier war die Heimat ihrer Sehnsucht und würde es für immer bleiben.

## ISTANBUL-ERENKÖY, TÜRKEI

*22. Mai 1999, 10 Uhr 05*

Es war warm an diesem Tag. Nicht so heiß wie die Tage zuvor, deren dichte Luft ihr den Atem genommen und sie schwindelig gemacht hatte, an denen sie nicht aus dem Haus gegangen war. Heute wehte eine Brise, und die Temperatur war leicht gesunken. Ferah hatte sich am Morgen eine Gemüsesuppe gekocht, für später. Nichts Besonderes, ein paar Kartoffeln nur, Möhren, Zwiebeln und Porree. Sie hatte auf dem Sofa gesessen, seitlich, mit einem angezogenen Bein und einem Arm auf der Lehne, um aus dem Fenster zu sehen. Ein wenig war ihr dabei das Nachthemd im Weg, das sie gewaschen und auf den Balkon gehängt hatte. Mit jeder stärkeren Böe rutschte es auf seinem Bügel mal nach rechts, mal nach links über die Wäscheleine.

Weil sie keine Lust hatte, aufzustehen, ließ sie es schaukeln und beobachtete die Menschen, die vor ihrem Haus entlanggingen, wie sie es immer tat.

Die Älteren kannte Ferah natürlich nach vierzig Jahren in diesem Viertel, in diesem Haus. In letzter Zeit kamen jedoch mehr und mehr Gesichter hinzu, die ihr unbekannt waren. Junge Gesichter und auch wieder mehr Kinder. Eine getigerte Katze lief am Stamm des Fliederbaums hinab, setzte sich auf eine Steinplatte und putzte sich. Die starken Wurzeln des Baums hatten mehrere der Platten zum Bersten gebracht. Da, wo sie an eine halbhohe Mauer stießen, war früher der Durchgang zum großen Nachbargrundstück ge-

wesen, das einem reichen Kapitän gehörte. Er hatte darauf ein rundes Haus bauen lassen, kreisrund, mit einer offenen Terrasse auf dem Dach, die von einem schmiedeeisernen Geländer umgeben war. Viele Möbelstücke mussten dafür mit Rundungen versehen oder gleich auf Maß gefertigt werden. Ferah hatte die Nachbarn beneidet, nicht um das Haus oder die teuren Möbel, die ihr viel zu extravagant waren, eher um ihren Wohlstand und die natürliche Selbstsicherheit, die er und seine Frau ausstrahlten. Es war eine Art, die Ferah auch gern besessen hätte.

Nun stand an der Stelle des runden Hauses ein zehnstöckiger Block, und der Investor hatte versucht, auch das angrenzende Grundstück zu kaufen, indem er Ferah und den anderen Bewohnern bei Fertigstellung eine moderne Eigentumswohnung zum Tausch anbot. Ferah war die Einzige der sechs Parteien, die abgelehnt hatte.

Ein Murren ging durch die Fensterscheiben, als am Bahnhof auf der anderen Straßenseite der Zug mit kreischenden Bremsen einfuhr. Ferah wartete, bis die Lautsprecher verstummten und die Lokomotive nach einem kurzen Pfiff wieder zu schnaufen begann. Die Räder rumpelten über die alten Gleise, der Zug erhöhte sein Tempo und hinterließ nur noch ein schwaches Sirren in Ferahs Wohnzimmer. Sie wusste nicht mehr, wann sie zum letzten Mal damit gefahren war, wohin sie gefahren war. Sie konnte Lâl fragen; ihre Tochter würde es ihr sagen. Aber eigentlich war es nicht wichtig.

Ferah erhob sich mit einem leisen Ächzen, um das unruhige Nachthemd nun doch zu holen. Sie öffnete die Balkontür und schloss das Sicherheitsgitter auf. Die Blüten des Flieders verströmten ihren letzten Duft für dieses Jahr, in ein paar Tagen würde es damit vorbei sein. Es wuchsen nur

noch wenige Dolden daran. Der Baum war alt, aber sein Geruch war noch immer da.

Ein blondes Mädchen sprang hinter seinem Luftballon her in den Vorgarten und winkte Ferah fröhlich zu.

Ferah winkte auch. Ihr Blick folgte der Kleinen, als diese mit dem Ballon zu ihrer Mutter zurücklief. Ilayda, dachte sie, sie sieht aus wie Ilayda, die mit ihrem hellen Schopf damals genauso durch den Garten gelaufen war, verfolgt von ihrer Mutter mit einem Teller Essen, nur einen Bissen, wenigstens einen einzigen. Ferah lächelte in der Erinnerung, weil Ilayda ihre Mutter schalt, sie solle richtig mit ihr sprechen, Türkisch und nicht Deutsch.

Die Katze sprang auf den Balkon und maunzte. Sie schien immer wieder zu vergessen, dass sie von Ferah kein Futter bekam. Nie, doch sie gab einfach nicht auf. Ferah dachte an das letzte Stück Weißbrot, das sie nicht wegwerfen mochte, das ihr aber auch nicht mehr schmeckte.

Mit einem Ksch verscheuchte sie das Tier, schloss Gitter und Balkontür zu und ging ins Badezimmer. Das Nachthemd hängte sie an den einzigen Plastikhaken hinter der Tür, der nicht abgebrochen war. Ferah tauschte Rock und Bluse gegen ihr hellblaues Kleid und betrachtete sich im Spiegel. Auch wenn um ihren Mund viele Fältchen in der Haut lagen, hatte er noch eine ansehnliche Form. War nicht so schmal geworden wie bei anderen Frauen ihres Alters. Routiniert fuhr sie mit dem Lippenstift zweimal über ihre Unterlippe und presste dann die Oberlippe darauf, so dass ein zarter Film auf beiden lag. Der Kohlkajalstummel hatte keine Kappe mehr. Sie zog ihn an den Augenwinkeln nach außen, tupfte den Strich mit einem Finger kürzer und klappte auf ihren Holzpantinen den langen Flur entlang zur Haustür. Sie schlüpfte in ihre Halbschuhe, nahm eine dünne

Jacke von der Garderobe und ihre Kunstledertasche aus dem Regal. Dann sah sie noch einmal kurz in den Spiegel und verließ die Wohnung.

Schon im Treppenhaus roch es nach Abfällen, die in der Mülltonne vor dem Haus gärten. Ferah schimpfte leise. Als Emre noch hier gewesen war, hatte es das nicht gegeben. Der Hausmeister hatte die Tonne an die Straße geschoben, wo sie geleert worden war, und sie dann zurück aufs Grundstück gezogen.

Seitdem er mit seiner Familie jedoch in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, stand es nicht gut um die Ordnung im Haus. Geputzt wurde nicht richtig, und es war niemand mehr zum Schicken da, wenn man schnell etwas aus dem Laden brauchte. Auch in den anderen Häusern zogen nach und nach die Familien aus den Kellern, in denen sie wie fast überall in Istanbul so lange gelebt und für das Wohl der Bewohner gesorgt hatten. Kaum noch eine Hausgemeinschaft, die auf ihre Dienste zurückgreifen konnte. Wohin sollte das führen? Was würde aus den vielen alten Leuten werden, wenn ihre Kinder in alle Welt verstreut waren und sich nicht kümmern konnten? Ferahs Mann Burak hätte vielleicht für eine neue Familie gesorgt, die diese Dinge übernommen hätte, doch er war tot, lange schon.

Ferah hatte ihn nicht vermisst. Jedenfalls nicht so, wie man einen geliebten Menschen vermisst. Seine entschiedene Art hatte ihr gefehlt, seine Dominanz und manchmal auch sein herrischer Ton, wenn es um die Durchsetzung seiner Interessen ging oder die seiner Familie. Bei den Behörden, bei der Bank oder der Versicherung. Wenn etwas mit anderen Männern geregelt werden musste, bei dem Ferah nicht ernst genommen wurde. Wenn etwas gemacht werden musste und Emre sofort sprang, weil Burak es sagte. Das

hatte ihr gefehlt. Aber sonst nichts. Alles andere war ohne ihn viel leichter gewesen. Sie musste nicht mehr den ganzen Tag in der Küche stehen und möglichst viele verschiedene Speisen zubereiten, weil er das voraussetzte. Sie musste ihn nicht fragen, wenn sie etwas für die Wohnung kaufen oder etwas entsorgen wollte, was er unentbehrlich und sie nutzlos fand. Oder umgekehrt. Ferah war zum ersten Mal frei gewesen, sie hatte aufgeatmet, ohne dass es jemand merkte. Sie hatte ein Jahr lang ihre schwarzen Kleider getragen, gern sogar, weil sie ihre kleine runde Figur schlanker erscheinen ließen. Anfangs hatte sie sich dabei ertappt, dass sie mit einem Lächeln über den Markt schlenderte und nur noch kaufte, was sie mochte. Niemand erwartete irgendetwas von ihr, auch ihre Kinder und Enkelkinder nicht.

Aus der offenen Tür der Apotheke warf ihr der Mann der Apothekerin Gülay einen Gruß zu. Sie kannten sich seit vielen Jahren.

Die Sonne flimmerte grell vor Ferahs Augen, so dass sie ihn nur schemenhaft erkennen konnte. Sie grüßte zurück und überquerte die Ethem-Efendi-Straße, die steil zum Marmarameer abfiel und von hohen Bordsteinen begrenzt war. Das machte das Gehen anstrengend. Ein leichter Schwindel erfasste sie, und Ferah beschloss, eine Pause im Kânî-Bey-Park einzulegen, wo es Bänke gab und Schatten.

Langsam ging sie durch das Tor. Es waren wenige Menschen hier, und manche eilten nur hindurch, weil er ihnen als Abkürzung diente. Etwa fünfzig Meter vor ihr stand der weiße Holzpavillon, den Kânî Bey einst für seine Geliebte bauen ließ. Von dessen Veranda hatte man einen schönen Blick auf das Blütenmeer ringsum. Ferahs Kopf begann sich stärker zu drehen, und sie wusste, dass sie es heute nicht bis zur Veranda schaffen würde. Sie wollte einen Mo-

ment verschlafen und dann nach Hause gehen. Einkaufen konnte sie auch am Nachmittag noch, sie brauchte ohnehin nicht viel.

Ein alter Mann saß mit geschlossenen Lidern auf der Bank, die ihr am nächsten stand. Obwohl Ferah lieber allein geblieben wäre, steuerte sie nun darauf zu und setzte sich, so weit wie möglich von ihm entfernt. Der Mann öffnete die Augen, nickte und schloss sie wieder. Auch Ferah nickte. Und auch sie schloss die Augen, weil ihre Sicht verwischte, immer mehr.

Ein Fließen füllte ihre Ohren, sie hörte leises Schwappen und Rieseln wie von Wellen, die über Sand rollen. Nur eine feine Linie trennte das Wasser vom Himmel, hell und leuchtend und klar. Die Benommenheit war weg.

»Da bist du ja, Ferah«, sagte der Mann, und sie sah überrascht auf. Er hatte sich ihr zugewandt und wirkte nicht mehr so alt, wie sie anfangs gedacht hatte, trotz der weißen Haare, der Falten und dunklen Flecken an Stirn und Wangen. Seine Augen zogen sie bis auf den Grund des Meeres.

»Wir haben uns lange nicht gesehen. Sehr lange.«

Ferah schwieg. Sie hatte zu wenig Speichel, um schlucken, und zu wenig Tränen, um ihren Schmerz darin auflösen zu können.

»Es hört gleich auf«, sagte er und streichelte behutsam ihre Hand. »Es hört gleich auf.«

»Wo bist du die ganze Zeit gewesen, Baba<sup>1</sup>?«, fragte sie.

»Ich habe dich so vermisst.«

»Wollen wir ein Stück gehen? Dann erzähle ich es dir.«

»Ich kann nicht.«

Er lächelte, nahm ihren Arm und zog sie hoch. Ganz leicht. Es ging ganz leicht.

1 Papa, Vater

# KÖSTENCE/CONSTANȚA, RUMÄNIEN

*Oktober 1922*

Von stürmischen Winden angetrieben, durchschnitt der Kutter das graugrüne Wasser. Sie blähten die Segel, klingelten am Mast und ließen das Holz knarren. Sercan saß am Heck, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, so dass er den Horizont sah. So viele Jahre fuhr er schon zur See und konnte noch immer über die messerscharfe Linie staunen, die die zwei mächtigen Elemente voneinander trennte. Obwohl beide in ewiger Bewegung waren, schienen sie am Ende eine statische Festigkeit zu bilden, eingefroren in der Ferne.

Möwen folgten dem Kutter mit lautem Geschrei. Einer der Vögel stieß herab in der Hoffnung, einen Bissen zu ergattern, doch Sercan war zu nah. Seine jungen Begleiter bewachten die Segel, nutzten jedes Umschlagen, um schneller voranzukommen. Wenn auch ihre Hände rissig und voller Schwielen waren, ihre Lippen aufgesprungen und die Gesichter müde und von der Kälte gerötet, war ihnen die Freude über den guten Fang anzusehen. Sie hatten einen Schwarm Blauheringe und obendrein noch einen Stör erwischt. Das würde ihnen um einiges mehr einbringen als sonst.

Während Dimitrie und Manuc die Segel einholten, lenkte Sercan das Boot in die Bucht. Nur noch ein paar Ruderschläge, ankern, und die lange Nacht hatte ein Ende, sie waren zu Hause.

Sercan lächelte. Hand in Hand standen Seza und Ferah



am Strand im kalten Wind, der ihre langen dunklen Haare wie Algen um ihre Köpfe wickelte und an ihren bestickten Lammfellmänteln zerrte. Sercan hatte sie für seine Frau und seine Tochter vom Basar in Istanbul mitgebracht. Die kleine Ferah verschwand fast darin, weil er sich bei der Größe überschätzt hatte. Wie bei den dunkelroten Stiefeln, die sie trug. Es fiel Sercan wieder auf, wie schlank die beiden waren. Im Gegensatz zu den Menschen in seiner Heimat waren das hier fast alle.

Ferah riss sich von der Hand ihrer Mutter los und lief gegen den Luftstrom zu ihm. Obwohl sie dabei fast gestürzt wäre und sich ihr die Wellen drohend zu Füßen warfen, hatte sie keine Angst. Ferah war wie er. Mit ihren zwei Jahren schon ein Kind des Meeres. Er rief ihr zu, sie solle zurückgehen, sonst würde sie die nächste Welle fressen. Ferah verstand ihn nicht und versuchte ihre Mutter abzuschütteln, die sie daran hindern wollte, ins Wasser zu laufen.

»Baba!«, schrie Ferah. »Baba!«

Ihre dunklen Augen blitzten, sie juchzte begeistert, als er an Land sprang, sie packte und im Kreis drehte. Seza wollte Sercan bremsen, doch er drehte sich weiter und weiter, bis er taumelnd und lachend in die Knie ging. Er ließ Ferah los, sank rücklings in den Sand und folgte dem Karussell der Wolken über sich.

Die Zeit reichte nicht, wenn ihm der Wind die Tage schneller entriss, als er sie leben konnte. Sie reichte nie, wenn er bei Seza und Ferah war.

Sercan betrachtete die großen Fetzen, die aufhörten, sich zu drehen, und nach Osten davonjagten. Er dachte, dass sie schon im nächsten Moment das andere Ende des Schwarzen Meeres erreichen würden, dass sie einen Teil von ihm schon jetzt mit sich nahmen, obwohl es noch gar nicht so weit war.

Obwohl er noch bleiben durfte, an diesem Ort, am hellsten Fleck auf seiner Landkarte.

»Was ist jetzt, Sercan?« Ungeduldig trat Manuc von einem Bein aufs andere. »Lass uns fertig werden, ich habe Hunger.«

Seza sah Sercan an. Ferah sprang rittlings auf seinen Brustkorb und kicherte, weil er sie kitzelte.

»Macht ihr das«, sagte Sercan. »Ich komme später dazu.«

»Wie du willst.« Dimitrie stieß Manuc an und grinste. »Dann teilen wir heute eben nur durch zwei.«

»Ach ja?« Sercan richtete sich auf. »Ohne mich hättet ihr nur ein paar lausige Garnelen gefangen, ihr Bauerntölpel!«

»Und ohne mich hättet ihr gar nichts gefangen!«, stieß Manuc trotzig hervor.

»Ich fange in einer Nusschale an einem Tag mehr als du mit deinem Kutter im ganzen Jahr!«

»War doch nur 'n Scherz, Sercan.« Dimitrie stieß seinen Freund versöhnlich in die Seite. »Nicht wahr, Manuc? Nur 'n Scherz.«

»Ein Scherz, natürlich«, brummte Sercan, klopfte den Sand von seinen nassen Hosen und setzte Ferah auf seine Schultern. »Komm«, sagte er zu Seza und an Dimitrie und Manuc gewandt: »Bringt die Fische zur Verwaltung, wir rechnen später ab.«

Verärgert drehte sich Manuc um, lief zurück ins Wasser und zog den Stör unter den kleineren Fischen hervor, von denen manche noch im Todeskampf zuckten. Ohne den Kutter seines Vaters hätten sie nie so einen Fang gemacht, das wusste der Armenier genau. Doch er wusste auch, dass Sercan die Fischgründe kannte, obwohl er Kapitän eines Handelsschiffes war und kein Fischer. Es wurmte Manuc, dass er sich von dem Älteren noch immer einschüchtern

ließ. Und es wurmte ihn noch mehr, dass er und Dimitrie alles allein zur Fischereiverwaltung bringen sollten, die einen Teil des Gewinns einbehält. Je jünger die Fischer waren, die ihren Fang abliefern, umso mehr behält sie ein, auch wenn es nicht rechtmäßig war. Mit Sercan an ihrer Seite würden sie mehr bekommen, doch Manuc war der Letzte, der ihn darauf hinweisen würde. Natürlich wusste Sercan das, aber es schien ihm gleichgültig zu sein, er ging einfach davon.

Dimitrie folgte Manuc. Gemeinsam zogen sie das Netz aus dem Boot und schleiften es über den Strand.

»Wir machen die ganze Arbeit, und der kassiert«, murmelte Manuc so leise, dass ihn nur sein Freund hören konnte.

»Sei froh, dass wir die teuren Fische haben«, gab Dimitrie zurück und sah sich verstohlen nach Sercan um. »Wir hätten doch nur wieder Gründlinge rausgeholt.«

»Trotzdem kann ich ihn nicht leiden, diesen Wichtig-tuer.« Manuc spuckte verächtlich aus. »Diesen Schönling!«

»Neidisch?« Dimitrie grinste, und Manuc wurde rot.

»Auf den alten Sack? Ganz sicher nicht!«

»Komm schon! Nicht mal wegen der hübschen Tatarin?«

»Ach, halt's Maul!« Manuc wies auf die hölzerne Schubkarre, die sie zum Transport der Fische mitgebracht hatten. »Fass lieber mit an, damit wir endlich fertig werden.« Dimitrie grinste immer noch, bis ihm Manuc einen Tritt versetzte. Dann vertäuten die beiden das Boot und warfen die Fische in den Karren, ohne dem morgendlichen Schauspiel über ihren Köpfen auch nur einen Blick zu schenken.

Der Himmel hatte sich entzündet. Gleißend hell strömte Sonnenglut vom Horizont, ließ die Wolken über blauen Schatten Feuer fangen und in roten, purpurnen und violetten

Flammen lodern. Sie zog eine gold schimmernde Decke übers Wasser und tauchte ihre Gesichter in warmes Licht.

Seza und Sercan stiegen langsam die felsige Anhöhe hinauf. Ferah wollte ihren Vater mit dem Druck ihrer Beine antreiben, doch er hielt sie still.

»Hast du keine Angst, dass sie dich betrügen?«, fragte ihn Seza.

»Nein, das wagen sie nicht.« Sercan schüttelte den Kopf. »Dimitrie ist ein aufrichtiger Rumäne, und Manucs Vater war ein Freund deines Großvaters.«

»Der mit den Bulgaren Geschäfte macht«, setzte Seza hinzu.

»Und den Russen und den Deutschen.«

»Und mit euch Tataren und uns Türken«, ergänzte Sercan. »Er macht mit allen Geschäfte, weil er schlau ist. Sein Haus wurde damals jedenfalls nicht ausgeraubt.«

Seza dachte schauernd an die Bande marodierender Soldaten, die vor zwei Jahren die Gegend in Angst und Schrecken versetzt hatten. Sie trugen Uniformen des deutschen Reichsheers, gehörten jedoch nicht zu den ehemaligen Verbündeten, wie sich zeigen sollte. Der Überfall ging so schnell, dass die Menschen es erst begriffen, als schon alles zu spät war. Schwer bewaffnet drangen die Soldaten in die Häuser ein und zwangen die Bewohner zur Herausgabe von Wertgegenständen und Lebensmitteln. Wer sich weigerte, wurde sofort erschossen. Sie nahmen zwei Mädchen als Geiseln, die seitdem spurlos verschwunden waren. Niemand wusste, woher sie kamen und welcher Nation sie angehörten. Niemand kannte sie. Auch wenn zur Zeit des Überfalls das Kriegsende bereits anderthalb Jahre zurücklag, waren die Zustände noch immer von Willkür und Unsicherheit geprägt. Das hatten sie für ihr Verbrechen ge-

nutzt. Fest stand, dass es nicht nur Deutsche gewesen waren. Es sprach kaum jemand darüber, weder über die Mädchen noch über die Toten. Schweigen lag über dem Ereignis wie über so vielen anderen.

Seza war froh, dass sie in der Stadt wohnten, wo sich die Banditen nicht hingewagt hatten. Sie dachte oft daran, was hätte passieren können. Sercan war auf See und sie kurz vor der Entbindung mit Ferah, allein mit Tante Abide und deren Tochter Rahmanie. Es war Kismet<sup>2</sup>, dass ihnen dieses Unheil erspart geblieben war.

Seza wusste, was Sercan mit Geschäften meinte. »Er hat sie geschmiert, damit sie ihn in Ruhe lassen.«

»Vielleicht.« Sercan nickte. »Er ist ja einer der wenigen, der die Mittel dazu hat.«

»Und wenn dich Manuc doch betrügt?«

»Dann wird sein Vater für die Ware, die er bei mir bestellt hat, leider das Dreifache zahlen müssen«, antwortete Sercan. »Außerdem, Frau, zerbrich dir nicht meinen Kopf. Die Geldangelegenheiten gehen dich nichts an!«

Wenn du wüsstest, wie sehr mich das angeht, dachte Seza.

Kaum hatten sie die Hochebene erreicht, fegte ihnen eine Orkanböe Staub, Sand und Pflanzenreste unter die Kapuzen. Seza hielt sich rasch die Hände vors Gesicht. Sercan nahm Ferah von seinen Schultern, zog ihre Kapuze tief über den kleinen Kopf und barg sie in seinen Armen. In der flachwelligen Ebene fehlten schon seit langer Zeit die Bäume, die die rasende Geschwindigkeit des Windes gebremst hätten.

»Warum seid ihr nicht zu Hause geblieben?«, fragte er. »Heute bläst es besonders stark.«

»Sie war so früh wach«, rechtfertigte sich Seza. »Und sie wollte unbedingt zu dir.«

2 Schicksal, Bestimmung

Natürlich will sie das, dachte Sercan, weil ich so selten da bin. Er sagte nichts mehr, und Ferah duckte sich in seinen Arm, ohne einen Laut von sich zu geben. So konnte sie auch nicht sehen, wie der aufwirbelnde Staub vor ihnen zu einer Gestalt mit fast menschlichen Bewegungen wurde. Drehend schwang sie mal in die eine, mal in die andere Richtung und schien mit den umherfliegenden Blättern zu tanzen, bis eine besonders starke Böe sie aus ihrem Sichtfeld vertrieb. Es war noch ein gutes Stück bis zu den ersten Häusern, doch je näher sie ihnen kamen, desto schwächer wurde der Wind.

Ferah hatte im Gestrüpp zwei sich balgende kleine Katzen entdeckt und strampelte nun ungeduldig mit den Beinen, um zu ihnen zu gelangen. Als Sercan sie absetzte und sie auf die Kätzchen zustürmte, fauchten diese erschrocken und sprangen davon. Enttäuscht schlich Ferah zurück zu ihren Eltern.

Sezas Blick wechselte von ihrer Tochter zu dem schäbigen Gebäude, das hinter ein paar anderen ähnlich verwahrlost wirkenden Häusern auftauchte. Jedes Mal aufs Neue gab es ihr einen Stich. Jedes Mal aufs Neue sah sie Balçık vor sich, den Ort, wo sie früher gelebt hatte, in einem großen schönen Haus in der Nähe der Rosenfabrik. Damals, in ihrem ersten Leben, ihrem richtigen Leben. Als das Glück die Jahre noch so randvoll füllte, dass Sorgen und Trauer keinen Platz darin fanden. Und das, obwohl Sezas Vater noch vor ihrer Geburt bei einem blutigen Bauernaufstand und ihre Mutter nur einige Jahre später an einer rätselhaften Nierenkrankheit gestorben war. Die Rosenfabrik gehörte ihren Großeltern. Seza hatte schon als Kind beschlossen, sie zu übernehmen, weil sie nicht nur zwischen Blütenkörben, Destilliergeräten und Ölfaschen aufwuchs und jeden Handgriff in der Herstellung kannte, sondern weil der Duft der

Rosen ein Teil ihres Selbst war. Sie hatte ihn mit ihrer Geburt aufgenommen und nicht mehr hergegeben. Er schien in winzigen Partikeln unter ihrer Haut ausgebreitet zu warten, bis sie schwitzte, sich aufregte oder freute und er an die Oberfläche treten konnte. Seza wusste um diesen Duft. Sie wusste, dass er ihr Selbstvertrauen gab und Sicherheit, dass er sie beruhigte und ermutigte. Und vielleicht wusste sie auch, dass er bei niemandem eine so starke Wirkung entfaltete wie an ihr. Seza Ghiulgean<sup>3</sup> besaß die Seele der Rosen.

Doch die Unabhängigkeit Bulgariens machte ihre Pläne zunichte. Zunächst waren es nur Gerüchte über religiöse Schikanen und vertriebene Moslems, die zwar diskutiert, aber kaum ernst genommen wurden. Wer sollte so etwas tun und vor allem, warum? In Balčik lebten fast nur Tataren, Türken und ein paar alteingesessene griechische Familien. Wer sollte Interesse daran haben, eine ganze Stadt zu vertreiben? Niemand konnte sich das vorstellen, sie alle glaubten an eine gute Wendung. Wenn sie nur einfach weitermachten wie bisher, würde schon alles wieder ins Lot kommen. Auch ihre Nachbarn und Freunde glaubten es. Aber so war es nicht. Denn dann kamen die Schweine, die immer wieder in ganzen Rotten durch den Ort getrieben wurden. Und die Kadaver der Schweine, die man später in den Brunnen fand. Spätestens da wussten alle, dass es ernst wurde.

Irgendwann stand ein Bezirkshauptmann in ihrer Rosenfabrik und erklärte den Betrieb und das Haus zu bulgarischem Staatseigentum. Heute noch sah Seza den fassungslosen Blick ihres Großvaters vor sich, als ihm bewusst wurde, dass damit sein Lebenswerk dahin war. Sein dunkles Gesicht schien unter dem bestickten Fes und dem weißen Bart nach innen zu schrumpfen, als würde es sich heimlich

3 Tatarisch: Rosenseele

davonmachen, um nicht erleben zu müssen, was nun folgen würde. Sie sah ihre Großmutter mit unbewegter Miene und routinierten Handgriffen ein paar Flaschen des kostbaren Öls in einer Satteltasche verstauen, als würde es sie nichts angehen, als wäre es ihr gleichgültig. Sie sah ihren Onkel Nihat mit dem Hauptmann diskutieren und Rahmanie ängstlich weinend zwischen den beiden Männern stehen. Noch immer erschien es Seza wie ein böser Traum.

Innerhalb weniger Stunden mussten sie Abschied von ihrem bisherigen Leben nehmen. Ihr Zuhause, ihre Welt verlassen. Einfach so.

Weil sie nicht in der angeordneten Zeit fertig geworden waren, jagte sie ein Trupp junger uniformierter Bulgaren aus dem Haus, mit Hohn und Gelächter, mit Drohungen, Beschimpfungen und Stockschlägen, wie Diebe, die man beim Stehlen erwischt hatte. Seza, ihre Großeltern, Onkel Nihat, seine Frau Abide und ihre Tochter Rahmanie fanden sich mit zwei Pferden und ihrem Wagen in einem Treck der unzähligen anderen türkischen und tatarischen Flüchtlinge wieder, die nur das hatten, was sie bei sich trugen. Viele liefen barfuß, und ein paar wenige trieben Esel oder Pferde vor sich her. Ihre Familie besaß zwar noch Silber in Münzen und Schmuck, ungleich wertvoller als das, was den anderen geblieben war, doch das war kein Trost. Erbärmlich hatte sich Seza mit ihren elf Jahren gefühlt, ohnmächtig ausgeliefert und grenzenlos zornig. So zornig wie noch nie zuvor. In der rumänischen Hafenstadt Köstence hatte ihr Großvater einen Handelspartner gehabt, der ihnen in der ersten Zeit unter die Arme griff, so dass sich die Familie eine neue, jedoch sehr viel bescheidenere Existenz aufbauen konnte. Neun Jahre war das her, und die Bitterkeit lauerte in Seza noch immer, verkapselt in einer kleinen harten Schale, die



in ihrem Magen drückte, wenn sie das Haus sah, in dem sie jetzt wohnten.

Es schmerzte Seza besonders, dass sie Ferah mit einer derart trüben Kindheit belastete, dass sie ihr Erinnerungen aufbürdete, die im Gegensatz zu ihren eigenen so schwach und freudlos schienen. Und so armselig.

Die mannshohe Mauer um das Grundstück bestand aus grob aufeinandergeschichteten Natursteinen, aus deren Zwischenräumen der Mörtel fiel.

Als Ferah vor ihren Eltern durch die Holztür in den Hof gelaufen kam, stoben die Hühner gackernd auseinander. Die Frau, die sie gerade fütterte, wollte schon mit der Kleinen schimpfen, da sah sie Sercan, und ihre Gesichtszüge wurden weicher. Sie stellte die Schale mit den Körnern auf einen Schemel und zog ihr Kopftuch zurecht.

»Ach, der Herr Kapitän persönlich«, sagte sie. »Mögen Sie Eier zum Frühstück? Die geben Kraft.« Sie lächelte und entblöbte eine Zahnücke in der oberen Reihe. Eigentlich wollte Seza nur freundlich grüßen, doch es gelang ihr nicht.

»Nein danke, Tante Abide«, antwortete sie. »Wir haben genug zu essen.«

»Ich habe deinen Mann gefragt!«, gab diese zurück, ohne Seza anzusehen.

Obwohl Sercan amüsiert schien, blieb er Seza zuliebe ernst. »Wir haben wirklich genug, vielen Dank.«

»Ich habe es nur gut gemeint«, sagte Abide in einem Ton, der ihre Verärgerung nicht verbergen konnte. Sie griff nach der Schale und streute erneut Futter aus. Pickend und gackernd verteilte sich das Federvieh auf dem Hof.

»Das ist sehr freundlich von dir«, erwiderte Sercan. Seza zog hinter Abides Rücken eine Grimasse und rief Ferah zu

sich, die versuchte, eins von den Junghühnern auf den Arm zu nehmen. Abide funkelte das Mädchen aus den Augenwinkeln an, sagte jedoch nichts.

Das Haus selbst war einmal weiß gewesen. Seza erinnerte sich gut, wie Großvater die einstige Ruine gekauft und mit Onkel Nihat ausgebaut hatte. Nun bröckelte an manchen Stellen der Putz und legte rostrote Ziegel frei. Auch ein paar Einschusslöcher von Granaten waren geblieben, wie an anderen Häusern in der Stadt ebenfalls. Es hatte zwei Räume, durch eine dünne Wand voneinander getrennt. Im Durchgang, der zu Sezas und Sercans Zimmer führte, saß Rahmanie, Abides vierzehnjährige Tochter, auf einem Schemel und schaukelte mit dem Oberkörper vor und zurück. Ihre schmutzigen Füße schleiften über den Holzboden. Sie trug einen Männerschlafanzug, der an ihr hing wie ein Sack. Neben ihr stand der kleine abgeschabte Lederkoffer, den sie immer bei sich hatte.

»Rahmanie«, sagte Seza, »geh rein und zieh dir was an, es ist kalt.«

Das Mädchen mit dem runden Gesicht und den schmalen Augen schüttelte den Kopf und weinte. »Ich will meinen Baba wiederhaben.«

»Ich weiß.« Seza strich behutsam über Rahmanies Kopf. »Ich weiß.«

Ferah streichelte ihre Hand. Rahmanie schmiegte sich fest an die Kleine und weinte lauter. »Ich will meinen Baba wiederhaben!«

»Sch«, machte Ferah. »Sch.«

Der Tod von Onkel Nihat war nun schon lange her, und viele, die Rahmanie kannten, wunderten sich, dass sie ihn noch immer nicht vergessen hatte. In den letzten Kriegswochen war er russischen Infanteristen zum Opfer gefallen.